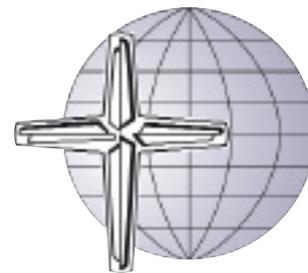


Missionsschwestern vom Hl. Herzen Jesu von Hiltrup



Die Beilage Ihrer Ordensgemeinschaft im Missionsmagazin kontinente • 4 - 2010



Jessica impft in Pangoa eine stillende junge Mutter

INHALT:

Die Entstehung
des Theaterstücks
„Grenzgang“
Seite IV

Was ist der Mensch?
Erste Erfahrungen
in Manila
Seite V

„Danke für alles!!“
Einsatzbericht
Missionshelferin
Seite VI

Peruanische
Seelsorge-
Schwestern
Seite VIII

Informationen

Haiti: Nach dem Erdbeben in Haiti haben sich dort Zehntausende dem christlichen Glauben zugewandt. Allein in Port-au-Prince haben sich über 3 000 Personen für ein Leben als Christ entschieden. Die größte Gemeinde habe inzwischen 6 000 Gottesdienstbesucher, 1 750 Menschen seien seit dem Beben Christen geworden.

(Quelle: Spiegel online)

Weltweit: Weltweit verhungert circa alle fünf Sekunden ein Kind unter zehn Jahren. In Afrika, Lateinamerika und Asien gehört für viele Menschen der Hunger zum täglichen Leid.

(Quelle: Hoffnungszeichen)

Weltweit: Im Jahre 2009 sind nach Angaben des Internationalen Presseinstituts (IPI) weltweit 110 Journalisten bei der Ausübung ihres Berufes getötet worden. Dies ist die höchste Zahl seit dem Jahr 2000, erklärte das IPI in seinem in Wien veröffentlichten Jahresbericht. (Quelle: Spiegel online)

Die Vereinten Nationen haben entschiedenere Maßnahmen gegen den Einsatz von Kindern als Soldaten gefordert. Oft sei es der Hunger, der Minderjährige in Rekrutierungscamps führe, beklagte **Radhika Coosmaraswamy**, UN- Sonderbeauftragte für Kinder in bewaffneten Konflikten. (Quelle: KNA)

Indien: Im südindischen Bundesstaat Karnataka kam es 2009 landesweit zu den meisten Übergriffen auf Christen. Häufig komme es bei Hausdurchsuchungen zu Gewalt. Grund der Razzien seien oft Anschuldigungen, dass Christen Hindus zu einem Religionswechsel zwingen wollten.

(Quelle: Open Doors)

Noch immer Volksseuche in Peru: Tuberkulose

Von der Weltgesundheitsbehörde (WHO) liegt folgende Information vor: Etwa 1,6 Millionen Menschen sterben jährlich an Tuberkulose (TBC). TBC ist ein Indikator für die Lebensbedingungen in einer Gesellschaft, da sie durch gute Ernährung und hygienische Verhältnisse auch ohne medizinische Maßnahmen zurückgedrängt werden kann.

Schwester Maria van der Linde dürfte vielen kontinente-Lesern bekannt sein. Seit Jahrzehnten setzt sie sich in Peru für die Tuberkulose-Kranken ein. Mit vielen Helferinnen und Helfern baut sie ein Gesundheitsnetzwerk zur Förderung der Menschenrechte auf – praktisch ein gutes Stück Bildungsarbeit. Im August 2009 hatte sie die Möglichkeit, an der Nationalen Konferenz „ForoSalud“ über das Thema Tuberkulose teilzunehmen. Sr. Maria schreibt: *„Unser Ziel ist es, ein Netzwerk zu bilden mit den verschiedenen Referenten der Zivilgesellschaft und Bildungsarbeit mit unterschiedlichen Gruppen durchzuführen, damit durch dieses Netz die benachteiligten Menschengruppen in den Armenvierteln ihre Rechte bezüglich ihrer Gesundheit sichern können. Einen besonderen Akzent haben wir auf das Problem Tuberkulose gesetzt, um Bewusstseinsbildung zur För-*

derung der Grundmenschrechte durchzuführen und die Identität der sozial Unterprivilegierten zu stärken.“

Zu den gestarteten Aktionen zählte unter anderem eine von Juli bis Oktober 2009 durchgeführte Informationskampagne mit Unterschriftensammlung, um vom Gesundheitssystem die Notwendigkeit anerkannt zu bekommen, dass TBC ein nationales Problem ist. Am 18. November 2009 haben sich mehr als 40 Organisationen zusammengeschlossen und zu einer Mobilisierung ‚für das Leben‘ aufgerufen. Bei der Gelegenheit wurden fast 22 000 Unterschriften dem Gesundheitsministerium vorgelegt. Dort sind die Akteure auf offene Ohren gestoßen, denn schon am nächsten Tag wurde eine direktorale Resolution verabschiedet, mit der TBC als Notstand anerkannt wurde.

Obschon das Gesundheitsministerium sich verpflichtet



Sr. Maria van der Linde begrüßt die TeilnehmerInnen eines Workshops.

hat, die Versorgung der an TBC Erkrankten zu verbessern, kann man sagen, dass sich bis heute nicht viel getan hat. Das bedeutet: Die Informationsarbeit über die grundlegenden Menschenrechte zum Thema Gesundheit muss verbessert werden. Ganz besonders wichtig ist es, mehr Lobbyarbeit zu leisten.

Hinzu kommt: Die Situation der Armut, in der die meisten freiwilligen Gesundheitshelfer leben, macht es manchmal schwierig für sie, an den monatlichen Bildungsworkshops teilzunehmen.

Geplant ist, weiterhin Informationsmaterial für die Öffentlichkeit zu erstellen. Die verschiedenen Gruppen in den zwölf Zonen von Lima, die sich an diesem Projekt beteiligen, sollen bei der Basisarbeit begleitet werden. Außerdem ist ein Seminar geplant zum Erfahrungsaustausch, um bewährte Praktiken weiter-



Es gibt inzwischen viele Ehrenamtliche, auch junge Menschen, die sich in der Vorsorgearbeit einsetzen und anderen helfen.

Streiflichter vom Ökumenischen Kirchentag



kontinente war beim Ökumenischen Kirchentag vertreten über den Katholischen Medienverband.



Reger Betrieb herrschte am Gemeinschaftsstand der Arbeitsgemeinschaft der Missionsprokuren.



Überraschungsgast Sr. Maria van der Linde MSC (rechts) aus Peru.

Auf dem Ökumenischen Kirchentag konnte man interessante Entdeckungen machen. So befand sich in der Halle B 6, wo ich am Stand der Missionsprokuren meinen Dienst machte, ein Stand der **chaldäischen Kirche**. Diese Kirche hat nur drei Missionen in Deutschland mit etwa 5 000 Gläubigen.

Am Stand des **Christenrates von Lima in Peru** traf ich den für die Auslandsseelsorge zuständigen Bischof und war gerade dort, als Bundesinnenminister Thomas de Miazzière mit Bodyguards kam und mit uns allen das Gespräch suchte.

Gleich unserem Stand gegenüber waren die **Steyler Missionare** mit einer großen Fläche, und schräg gegenüber war ein **Gemeinschaftsstand verschiedener Werke** wie Missio, das Kindermissionswerk, der 'Club der guten Hoffnung'.

Unser Nachbar war die **Jesuiten-Mission**. Ein indischer Pater tanzte auf der Bühne in unserer Halle sehr ausdrucksvoll: Durch die vorherigen Erklärungen konnte man sich einschwingen in das, was mit Tanz und Musik ausgedrückt wurde.

Nach der Arbeit am Stand haben wir in kleinen Gruppen noch verschiedene Veranstaltungen besucht: Ein **Wortgottesdienst „Romero – 30 Jahre Stimme rebellischer Hoffnung“**; am Samstag einen **Gottesdienst von Cursillo** unter dem Thema: **„Jeder Mensch ist ein Unikat“**. Es war ein gutes Miteinander mit spürbar viel Wohlwollen, was die vielen Aktivitäten und Gespräche an den verschiedenen Ständen, auch mit bisher unbekannten Gesprächspartnern,



Das Banner des Christenrats gab mir Anknüpfungspunkte für ein Gespräch über die Arbeit unserer MSC in Lima.



Der evangelische Bischof (links) für Auslandsseelsorge und Bundesinnenminister Thomas de Miazzière.



Am Missiostand wurde der echte Olivenbaum mit Wünschen bestückt.



Liebe Leserin, lieber Leser!

„Gott ist am Ende? – Am Ende ist Gott!“ Dieser Satz ist mir von der Eröffnungsfeier des Ökumenischen Kirchentages in Erinnerung geblieben. Er hat mich nachhaltig beschäftigt.

Wenn man das Treiben auf einer solchen Kirchenversammlung erlebt, die vielen jungen Menschen, die sich einsetzen, die freundlich und hilfsbereit sind, offensichtlich gut vorbereitet, dann kann man nur sagen: **Und am Ende ist Gott!** Alles Schimpfen auf die „Jugend von Heute“ ist völlig unangebracht. Neigen wir nicht zu sehr dazu, ähnlich wie die Medien, alle negativen Informationen hochzuspielen und zu pauschalisieren, und dabei die vielen positiven Beispiele zu übersehen? Unsere Jugend ist nicht schlecht – sie ist anders. Und wir müssen es als ältere Generationen lernen, uns auf eine andere Jugendmentalität einzulassen. So wie wir uns auf neue Medien einstellen – in der 50er Jahren war es das Telefon, jetzt der Computer mit Internetanschluss – und beweisen, dass wir es können: So sollte es auch im Umgang mit jüngeren Menschen sein. Und **am Ende ist Gott der Einzige**, der uns Hoffnung schenkt.

L. Bartholomäus MSC

Entstehung des Theaterstücks „Grenzgang“

Kammertheater im MSC-Welthaus

Klein aber fein – so kann man sagen, wenn man das sich jetzt in Betrieb befindliche MSC-Welthaus betrachtet. Es wurde am 17. April mit dem Theaterstück „Grenzgang“ eröffnet. 45 Plätze waren besetzt – Ausverkauf im Kammertheater. Die Mühen der Spielerinnen wurde mit lang anhaltendem Beifall belohnt.

„Grenzgang“ entstand in einem sechsmonatigen Prozess, in dem die Teilnehmerinnen des Kurses zunächst ihre eigenen Masken anfertigten.

Ausgehend von dem Arbeitsthema „Kulturschock“ begannen sie, die verschiedenen Figuren und Situationen des Theaterstücks zu entwickeln. In den unter Anleitung selbst entwickelten Szenen der Schauspielerinnen bearbeitete jede ihre eigenen Beobachtungen, Wahrnehmungen oder Erfahrungen. Sie bilden somit den Ausgangspunkt des Stückes „Grenzgang“.

„Grenzgang“ ist in gewissem Sinne eine kleine Abstraktion der erlebten und beobachteten Wirklichkeit. So handeln die Szenen von mehr als einem speziellen Fall oder einer Person. Jede Rolle steht nicht nur für sich selbst, sondern für einen großen und weiten Personenkreis.

Wie zum Beispiel die afrikanischen Einwanderer, aus Furcht und dem Bedürfnis nach „innerer Sicherheit“ diskriminierte Menschen aus der arabischen Welt, unschuldig festgenommene Terrorver-

dächtige oder jene, die an den europäischen Flughäfen direkt wieder in ihr Heimatland geschickt werden, weil sie keine Kreditkarte vorweisen können, um sich ihren Aufenthalt in Europa zu finanzieren.

Auf der anderen Seite die etwas naiven Mühen junger Beamter im öffentlichen Dienst, die in vielen Fällen das Schicksal von MigrantInnen verwalten und bearbeiten, ohne die gesamte Spanne der Möglichkeiten zu kennen, mit denen sie ihre Arbeit menschlicher gestalten könnten. Und warum scheitert man immer wieder an Bürokratie oder mangelnder Kompetenz? Weil kein Beamter – so gut er seine Arbeit auch macht – die politischen Optionen „von oben“ ändern kann.

Und nicht zuletzt diejenigen auf der Suche nach einem besseren Leben in einem „entwickelten“ Land. Die einen suchen ihren Traum von Wohlstand, die anderen einfach einen friedlichen und sicheren Ort. Sie alle sind Experten in Sachen Beharrlichkeit: zum Beispiel unterwegs auf den Zügen in Lateinamerika in Richtung USA oder in Booten auf



Das MSC-Welthaus ist nach langer Umbauzeit nun in Betrieb.

dem Mittelmeer in Richtung Europa. An diesen Lebensgeschichten lernen wir, dass in Extremsituationen die Solidarität zum wesentlichen Merkmal der Menschlichkeit wird.

In unserem gemeinsamen Stück zeigen sich die Optionen der Figuren: Erinnerungsvermögen, Solidarität, Respekt und soziale Gerechtigkeit.

Im Gedenken an die Menschen in den Lebenssituationen, an die wir mit unserem Theaterstück erinnern möchten, nennen wir es: GRENZGANG. **Anna Murböck**



Linkes Foto: Die vier Darstellerinnen von „Grenzgang“: Amal Sheikh Shahade, Anna-Maria Imholz, Jessica Georges und Stephanie Feder. Rechtes Foto: Der Saal im MSC-Welthaus, hier als Kammertheater für „Grenzgang“ vorbereitet.

Was ist der Mensch?

Erste Erfahrungen in Manila

Schwester Barbara Muthen bereitet sich seit Beginn des Jahres 2010 auf das Leben in einer internationalen Kommunität in Deutschland vor. Lernfelder sind für sie drei Länder im asiatisch-ozeanischen Raum: die Philippinen, Süd-Korea und Papua-Neuguinea. Nachfolgend schildert sie uns einen Eindruck aus Manila.



Normaler Alltagsverkehr in Manila. Die Motorrad-Rikschas mit Beiwagen gehören dazu.

Der Weg zum Englisch-Unterricht war für mich mehr als nur ein Schulweg. Dieser Weg war für mich eine Gelegenheit, einzutauchen in eine für mich so ganz andere Welt, Neues und Ungewohntes zu erleben durch Wahrnehmen mit Hilfe aller Sinne: Sehen, Hören, Riechen, Fühlen, um vielleicht etwas zu erfassen, was in dieser Kultur alles zu entdecken ist. Ich konnte viel Beeindruckendes und Schönes entdecken. Doch so Manches bleibt für mich offen, lässt mich nachdenken und lässt Fragen in mir zurück, wie zum Beispiel folgendes Erlebnis:

Täglich sah ich auf meinem Weg eine Person, die mit ihrer Unscheinbarkeit meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Das erste Mal, als ich überhaupt wahrnahm, dass da ein Mensch hockt, konnte ich es kaum fassen. An einem Gitter, das den Gehweg von der Straße trennt, nahm ich erst einen dunkeln Stoffhaufen wahr. Als ich genauer hinschaute, bemerkte ich, dass dieser Stoffhaufen eine Gestalt ist und die Grundfarbe der Bekleidung dunkelrot war, aber so verschmutzt, dass ich es kaum als rot erkennen konnte.

Am nächsten Tag fiel mir wieder dieses Häuflein Mensch am Straßengitter auf. Diesmal war ich aufmerksamer und konnte erkennen, dass das zusammengekauerte Wesen eine Frau ist. Mit einem Arm die Stange des Straßengitters umklammernd, hielt sie sich fest. Die Haare waren komplett verfilzt. Sie standen zu einer Seite steif ab und sahen aus wie ein Schirm. Wieder konnte ich es nicht fassen, dass der Arm und das, was ich von ihr sehen konnte, schwarz war, wie das Gewand, rußig schwarz, wie die Grundfarbe des Straßenschmutzes. Dieses Häuflein Elend hatte stets die gleiche Haltung, den schwarzen Arm um die Stange des Straßengitters geschlungen, kauern mit dem Gesicht in die Richtung, in die mich weiter mein Weg führte. So konnte ich das Gesicht der Person nicht sehen. Tagtäglich beschäftigte mich diese Person mehr. So nahm ich mir vor, ihr beim nächsten Mal ein paar Bonbons zu geben.

Wieder führte mich der Weg an ihr vorbei, und diesmal hatte ich Bonbons in der

Tasche. Ich stellte mich vor sie und reichte ihr die Bonbons. Zum ersten mal sah ich ihr Gesicht. Das Gesicht war ebenfalls, wie auch die Hände, rußig schwarz. Dennoch konnte ich ein schönes Gesicht erkennen. Ein kurzes Lächeln huschte über ihr Gesicht. Dabei fielen mir ihre Zahnlücken auf. Ihr Lächeln löste in mir die Befangenheit und Scheu, die ich vom ersten Tag an spürte, seit ich sie wahrgenommen hatte. Fortan war es nun für mich selbstverständlich, Bonbons dabei zu haben, und es gehörte zu meinem Schulweg dazu, kurz bei ihr anzuhalten. Die schwarze Hand mit den total verschmutzten, langen Fingernägeln streckte sie aus, um die Bonbons anzunehmen. Sie hockte auf einem Stück verschmutzter und total durchnässter Pappe, vor sich liegend ein paar Lebensmittel.

So spielte sich dies einige Tage ab. Wieder stieg ich die Fußgängerbrücke hinab, wieder holte ich ein paar Bonbons hervor. Doch von der Brücke aus sah es aus, als wenn sie diesmal nicht da sitzt. Als ich an dem Platz vorbeikam, erschreckte ich, der Platz war leer. Auf der Pappe, auf der sie normalerweise saß, lag das schwarzrote Gewand, daneben die verfilzten Haare, sonst nichts. Wie ein Filmriss...

Jeden Tag schauete ich nach ihr aus, aber sie kommt anscheinend wirklich nicht mehr. Nun ist der Platz ganz leer. Ich bin erschüttert und gleichzeitig frage ich mich: ob es ihr nun besser geht? ◀



Am Fuße der Fußgängerbrücke entdeckte Sr. Barbara „das Häuflein Mensch“. Durch ein paar Bonbons lösten sich Scheu und Befangenheit. Eines Tages war der Platz leer...

„Danke für alles!!“

Kristina Strohbücker berichtet über ihren Einsatz

Der Entschluss, einige Zeit im Ausland zu verbringen, wuchs in der Zeit meiner Abiturphase mehr und mehr. So hielt ich Augen und Ohren offen, um herauszufinden, was mich am meisten interessieren könnte. Als ich dann von meiner Mutter über Jessica Munsch's Tätigkeiten in Peru erfuhr, die ein halbes Jahr dort im Urwald gearbeitet hat, stand für mich der Entschluss fest, auch eine soziale Tätigkeit ausführen zu wollen.

So bewarb ich mich um einen dreimonatigen Aufenthalt im Ausland bei den Missionsschwestern vom Heiligsten Herzen Jesu aus Hilstrup. Angeboten wurde mir ein Einsatz im Sacred Heart Hospice in Mariental/Namibia.

Idealer Einsatzort

Dieses schien für mich ideal, und so nahm ich das wunderbare Angebot an. Am 28. Juni 2009 flog ich nach Windhoek, wo ich am 29. Juni in aller Frühe ankam. Ich wurde bereits am Flughafen erwartet. Einen Tag später kam Schwester Heinrika MSC und holte mich aus dem Provinzialat ab. Gemeinsam fuhren wir nach Mariental, meinem Einsatzort. Auf der knapp dreistündigen Fahrt wunderte ich mich trotz meiner Müdigkeit

über die breiten und für mich immer gerade aus laufenden Straßen. Zudem fiel mir an der Vegetation auf, dass, je weiter wir Richtung Süden fuhren, die Bäume immer kleiner wurden. So näherten wir uns mit meinen neuen Erkenntnissen dem Wüstenort Mariental.

Wichtig: Patienten ernst nehmen

Am 1. Juli begann ich dann meine Arbeit im Hospiz, die mir von Anfang an sehr viel Freude bereitete. Meine Tätigkeit dort bestand zunächst aus der Grundpflege der Patienten, das bedeutete, die Morgentoilette zu begleiten, das Frühstück anzureichen und Betten machen. Über den Tag verteilt gab es auch die anderen Mahlzeiten, hier und da noch eine Kleinigkeit für die Nacht.

Vor allem jedoch lernte ich dort, wie wichtig es ist, mit den Patienten zu reden und sie auch mal anders zu beschäftigen, denn viele von ihnen konnten nicht mehr laufen und waren an Betten und Rollstühlen gebunden. So machte ich gern mit den Rollstuhlfahrern Spaziergänge im Freien oder ging zu den Patienten in die Zimmer und redete dort mit ihnen.



Patienten im Hospiz. Sie freuen sich, wenn sie beschäftigt werden oder wenn man ihnen Zeit schenkt und sie aus ihrem Leben erzählen lässt.



Kristina Strohbücker (rechts) half in ihrer Freizeit gern in der Küche. Hier ist sie beim Pizzabacken, die sie den Bewohnern versprochen hatte.

Damit wurde es mir ermöglicht, Afrikaans soweit zu erlernen, so dass ich einigermaßen mit den Patienten sprechen konnte. Ich bemühte mich auch sehr, die Sprache, die in Mariental gesprochen wurde, welche „Nama“ heißt, zu erlernen. Hier blieb es jedoch bei einem kläglichen „Hallo. Wie geht's?“.

Diese sprachlichen und pflegerischen Grundlagen wurden mir von meinen Arbeitskollegen beigebracht. Zudem verrieten sie mir auch oft einige Tipps, wie man vieles für uns leichter und für den Patienten angenehmer machen konnte. Darüber hinaus durfte ich auch beim Katheter legen zugucken, das Schwester Maria Heide, die Leiterin des Hospizes, durchführte. So konnte ich über die Grundlagen der Pflege hinaus noch etwas erlernen.

Patienten sind traumatisiert

Das Sacred Heart Hospice war bis 1995 ein Hospital. Bedingt durch die Unabhängigkeit Namibias im Jahre 1990 wurde von der neuen Regierung ein neues Hospital gebaut. Nach Beratung mit den Menschen in Mariental machten die Schwestern 1996 ein Hospiz aus dem Gebäude, das heute für Mariental ein großer Arbeitgeber ist. In diesem Hospiz, dem einzigen in ganz Namibia, wurden zu meiner Zeit zwölf bis 15 Patienten gepflegt. Deren Spannweite der Alters-

gruppe reichte von 18 bis 100 Jahren. Die Arbeit war schon alleine wegen der großen Altersunterschiede sehr abwechslungsreich war. Viele Patienten litten unter schlimmen Schicksalsschlägen, die in Namibia häufig „normal“ waren. Einer hat mich jedoch besonders beschäftigt.

Diese Patientin ist eine Dame, etwa 70 Jahre alt. Sie war verkrüppelt und konnte auf Grund dessen nicht mehr laufen, nicht mehr alleine essen und sich auch nicht mehr alleine im Bett drehen. Zudem konnte sie auch nicht mehr als zwei Wörter sprechen, diese waren jedoch für uns Pfleger nichts aussagend. Jedoch verstand sie uns ab und zu, wenn wir mit ihr redeten. Meist guckte sie uns dann mit ihren großen eingefallenen und traurigen Augen an.

Diese Frau lag schon drei Jahre bei uns im Hospiz, doch hatte sie seit dem nur einmal nach langer Zeit des Wartens Besuch von ihrer Familie bekommen. Aus dieser Einsamkeit heraus beschloss sie, nichts mehr zu essen. So artete das Anreichen des Essens bei ihr immer in einem Kampf aus. Meist verlief es dann so, dass sie dann doch bereit war, eine kleine Portion unter großem Wimmern zu sich zu nehmen.

Über diese Frau erfuhr ich im Laufe dieser drei Monate, dass sie früher wohl ein

Die Kirche von Mariental in Namibia. Hier finden die Patienten aus dem Hospiz wie auch das Personal Trost und Hilfe.



normales Leben geführt habe. Sie konnte laufen, sprechen und war auch verheiratet. Diese Information über ihr damaliges Leben konnte ich zunächst nicht begreifen, da ich die Patientin nur kannte, wie sie Tag um Tag in ihrem Bett lag und wir Pfleger mal erfolgreich, mal weniger erfolgreich mit ihr kämpfen mussten, damit sie etwas aß.

Schicksal – keine Seltenheit

Doch ich lernte auch, dass diese Schicksalsschläge keine Seltenheit in Namibia sind und anderen Patienten des Hospizes ähn-

liche Schicksalsschläge widerfahren sind. Meist war es bei unseren Gästen im Hospiz identisch: Sie führten zuvor ein „normales“ Leben, welches sich oft durch harte Einschnitte in ihrem Leben total änderte.

Für mich ist dieses Phänomen immer noch unbegreifbar, wie sich das sprichwörtliche „Blatt“ im Leben so schnell wenden kann.

Trost und Hilfe durch Glauben

Das zu verarbeiten, war für mich nicht immer leicht, jedoch hat es mir Erleichterung verschafft, in die Kirche zu gehen. Vielen Patienten ging es so wie mir, und sie haben deshalb auf das nachmittägliche Gebet gewartet, denn wie schon angedeutet, schöpften sie daraus auch wieder neue Kraft. Mich beeindruckte die Intensität, mit der die Bewohner des Hospizes glaubten.

Manchmal organisierte Schwester Maria Heide auch einen Gottesdienst, was die Patienten und auch wir Pfleger sehr genossen, denn dies gab allen ein wohliges Gefühl von Gemeinschaft.

Resümee

Alles in allem kann ich sagen, dass die Arbeit im Sacred Heart Hospice und das Leben im Konvent mich sehr beeindruckt haben. Zudem habe ich einen anderen Standpunkt zum Glauben bekommen: Mein Denken und Handeln wurde positiv beeinflusst. Dort habe ich wirklich viel für mein Leben gelernt. – Danke für alles!!



Sr. Maria Heide verteilt Süßigkeiten an die Kinder, die sie von Besuchern geschenkt bekam. „Super gerecht!“, wie Kristina sagte.



Neues aus ...

Hiltrup: *Jessica Munsch*, Krankenschwester in unserem Herz-Jesu-Krankenhaus, hat schon wiederholt über ihren Einsatz in Pangoa, Urwaldgebiet in Peru, berichtet, zuletzt in unserem Welthaus für die Schwestern des Mutterhauses. Der Einsatz war für Jessica selbst sehr beeindruckend und lohnenswert. Das Titelbild unseres Ordensteil zeigt Jessica im Einsatz.

Papua-Neuguinea: Die fünf Gemeinschaften der Chevalier-Familie in Papua-Neuguinea (MSC- Patres und -Brüder, MSC-Schwwestern, Töchter unserer Lieben Frau vom Hl. Herzen Jesu, Töchter der Maria Immaculata und Dienstmägde des Herrn) haben gemeinsam vom 7. Februar bis 20. März 2010 eine Fortbildung unter dem Thema „Leitungsaufgaben und Gelübde“ im Nazareth-Haus in Boroka gehalten. Von jeder Gemeinschaft waren vier Mitglieder dort. Die Leitung hatte das „Cor Novum-Team“ aus Issoudun in Frankreich. Schwester Hubertine, die im Cor Novum Team tätig war, assistierte dabei.

Der Kursus rief große Zufriedenheit hervor, denn es war das erste Mal, dass alle fünf Chevalier-Gemeinschaften in Papua-Neuguinea gemeinsam eine Schulung erfuhren.

Peruanische Seelsorge-Schwwestern

Sie arbeiten nur in entlegensten und daher verlassensten priesterlosen Gegenden. Sie wurden im Jahre 1961 von Bischof Friedrich Kaiser MSC und Schwester Willibrordis MSC in Peru gegründet, um in den abgelegenen Dörfern der Anden tätig zu sein. Ihr Name: „Missionarinnen vom lehrenden und sühnenden Heiland.“

Im Jahre 2011 feiern die Schwestern das 50jährige Bestehen ihrer Ordensgemeinschaft. Im April 2010 waren Schwester Immaculata und Schwester Alexandra in Hiltrup, um geschichtliche Fakten zu sammeln für eine Biografie ihres Gründers, des Herz-Jesu-Missionars Bischof Friedrich Kaiser. Schwester Immaculata und Schwester Alexandra nutzen ihren Aufenthalt auch, um Wohltäter in Deutschland zu besuchen.

Die Gemeinschaft zählt heute etwa 400 Mitglieder, die in sechs lateinamerikanischen Ländern in 38 Niederlassungen tätig sind: 18 in Peru, eine in Chile, zwei in Paraguay, drei in Uruguay, fünf in Bolivien und neun in Argentinien.

Schwester Immaculata erzählt: „Es ist oftmals eine schwierige Missionsarbeit. In jedem Kon-

vent leben sechs bis acht Schwestern. Drei Wochen ziehen wir von Dorf zu Dorf und übernachten dort, wo man uns aufnimmt, und essen das, was man uns gibt. Dann bleiben wir eine Woche im Konvent zur Regeneration und machen auch Stille Tage zur geistlichen Erneuerung.“ Sie berichtete von einem Einsatz. „Wir sind morgens früh aus dem einen Dorf weggegangen, um mittags, wenn die Sonne hoch steht, im nächsten Dorf zu sein. Als wir ankamen, saßen die Dörfler noch im Kreis und berieten, wer uns abholt, wo wir schlafen können und wer für unsere Verpflegung sorgt. Sie waren erstaunt, dass wir plötzlich schon dort waren.“

Wir wünschen der Gemeinschaft viel Kraft und Mut für ihren schweren Dienst im Reiche Gottes.



Die Ordensgründer: Bischof Friedrich Kaiser MSC und Sr. Willibrordis MSC.



Sr. Immaculata (links) und Sr. Alexandra fühlten sich offensichtlich wohl bei uns. Es waren eben *unsere* Schwestern.

IMPRESSUM

Eigentil der
Missionsschwwestern vom
Hl. Herzen Jesu von Hiltrup
<www.msc-hiltrup.de>

Verantwortlich: (Redaktion, Vertrieb, Bestellungen und Adressen-änderungen):
Sr. M. Bartholomäa Janßen MSC,
Tel.: (0 25 01) 17-3303,
Fax: (0 25 01) 17-3301.
E-Mail:

bartholomaea@kontinente.org
Anschrift: Missionsschwwestern vom
Heiligsten Herzen Jesu von Hiltrup:
Westfalenstraße 109,
48165 Münster-Hiltrup.

Verwaltung: Stiftung der Missions-
schwwestern vom Hl. Herzen Jesu:
Hohe Geest 73,
48165 Münster-Hiltrup

kontinente-Missionsverlag GmbH,
Postfach 10 21 64, 50461 Köln.
Jahresbezugspreis: Euro 10,80

Zahlungen an: Stiftung Missions-
schwwestern Hiltrup: Bankkonto
Nr. 30 777 400 bei der
DKM - Darlehnskasse Münster,
Bankleitzahl 400 602 65.
IBAN: DE98400602650030777400
BIC/Swift-Code: GENODEM1DKM
Nicht abbestellter Bezug gilt als
erneuert.

Litho und Druck:
LVD Limburger Vereinsdruckerei,
Senfelderstraße 2, 65549 Limburg.
Objekt 24